

Aus Wissen und Leben

Symposion »Glaube und Wissenschaft«

Von Wilhelm Keilbach und Leo Scheffczyk, beide München

In der Zeit vom 24.–26. April 1978 fand in München ein vom Erzbischof von Wien, Kardinal König, als Präsidenten des »Sekretariats für die Nichtglaubenden« einberufenes und unter der Patronanz der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stehendes Symposion statt, das dem Thema des Verhältnisses von christlichem Glauben und moderner Wissenschaft gewidmet war. Als Teilnehmer waren etwa sechzig Fachvertreter vieler natur- und geisteswissenschaftlicher Disziplinen geladen, unter ihnen auch Vertreter der neomarxistischen Philosophie. Die generelle Thematik wurde in vier Arbeitskreisen behandelt und von ihnen näher aufgegliedert in die Fragen nach dem »Konflikt von Glauben und Wissenschaft in der Vergangenheit« (1), nach der »Konfrontation von Naturwissenschaft und technischem Fortschritt mit dem religiösen Leitbild des Christentums« (2), nach »Biologie und Evolution in Gegenüberstellung zum christlichen Menschenbild« (3) und nach dem Zusammenhang von »Kosmologie und Religion« (4).

Die Begrüßung in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in welcher auch die öffentlichen Abendvorträge stattfanden, nahm der Präsident dieser Akademie, Prof. Dr. Walter Rollwagen, vor, der in seinem ausführlich gehaltenen Wort den in einem solchen Symposion zum Ausdruck kommenden Willen zur Kommunikation unter den Wissenschaften würdigte und bezüglich des gewählten Themas die differenzierende Feststellung traf, daß es sich hierbei nicht eigentlich um eine *wissenschaftliche* Frage handele, wohl aber um eine *Frage der Wissenschaft* im ganzen. Hier fiel auch das im Verlaufe des Symposions wie ein heuristisches Prinzip wirkende Wort von der Komplementarität von Wissenschaft und Glaube in Analogie zu dem Phänomen des Verhaltens der Materie.

In der Eröffnungsansprache erörterte Kardinal König die wesentlichen Leit motive, die die Planung dieser in mancher Hinsicht einzigartigen Begegnung bestimmten und die dem Kongreß als Richtpunkte dienen sollten: Die aus der Wissenschaft selbst entspringende Ahnung von der Grenze des Wißbaren; die Einsicht in die Gefahren einer sich absolut setzenden Vernunft, welche auch Wissenschaft unvernünftig werden lassen könne; die realistische Erkenntnis, daß der Fortschritts glaube keine qualitative Veränderung des Menschseins erbracht habe; die Sorge, daß der demiurgische Wille zur Verbesserung der Welt die Menschheit in die Rolle des Zauberlehrlings versetzen könne; die Gefahr der Entstellung der Erde zu einem geplünderten Planeten: alle diese Konstellationen lassen ein Zusammenwirken aller menschlichen Erkenntniskräfte dringend erscheinen, zu denen auch der christliche Glaube gehört und der Wertmaßstab des Christentums.

An diesem Wertmaßstab war auch das einleitende Sachreferat von Joseph Meurers, Wien, orientiert, das die »Wissenschaft als Tun des Menschen« unter einem weitentfalteten geistes- und wissenschaftsgeschichtlichen Aspekt behandelte, unter dem sowohl das Logoshafte des Wissenstriebes als auch das Machtmoment im Wissen behandelt wurde, das selbst bei Vorhandensein der Demut (des Forschers) nicht zu eliminieren ist. Dieser Versuchung wurde als Korrektiv die »Begegnung mit der Wirklichkeit« entgegengehalten, die immer tiefer ist als das erarbeitete Ergebnis. Hinter dieser Grundauffassung steht eine Art von »Glaubenshaltung«, die das Humanum auf dem Grunde der forschenden Tätigkeit aufruft. Das Humanum, als Konstitutiv wissenschaftlichen Arbeitens und Forschens gewertet, vermag heute allein ein Regulativ abzugeben gegenüber den sich abzeichnenden Entartungsmöglichkeiten wissenschaftlichen Tuns, das zu einer eigengesetzlichen Betriebsamkeit, zu einem zweckhaften Auftragsdienst und zu einem Funktionalismus zu entarten droht, dem es nicht mehr um die Wahrheit geht, sondern vornehmlich um den wissenschaftlichen Betrieb als solchen. Der damit zusammenhängenden Spezialisierung und Dissoziierung kann ebenfalls vom Humanum, das auf das Ganze ausgerichtet ist, Einhalt geboten werden.

Im *ersten* Arbeitskreis (geleitet von Heimo Dolch, bei Beteiligung von H. Kuhn, N. Lobkowicz, Golo Mann u. a.), der das Spannungs-

verhältnis von Glaube und Wissenschaft unter historischem Aspekt zu erörtern hatte, zeigte sich bald, daß die Aufarbeitung der Vergangenheit unter dem starken Antrieb der Gegenwart und der Tendenz zur grundsätzlichen Erfassung des Spannungsverhältnisses stand. Dabei trat Übereinstimmung darin zutage, daß die Diastase eigentlich nicht von der empirischen Wissenschaft provoziert wurde, sondern von der abendländischen Geistesentwicklung, die etwa schon im Nominalismus ein Anzeichen des modernen Positivismus signalisierte (so G. Mann), wie auch darauf verwiesen wurde, daß die einseitige Techno-Mentalität nicht eigentlich zum Wesen der Naturwissenschaft gehöre, sondern von einer bestimmten Anthropologie ihren Ausgang nahm. In diesem Zusammenhang erfolgte auch der Hinweis, daß die Verschärfung des Gegensatzes weniger durch die seriöse Fachwissenschaft provoziert wurde als durch die halbwissenschaftlichen Grenzgänger auf beiden Seiten wie durch die die Probleme popularisierenden Literaten. So wurde eigentlich auch sowohl seitens der anwesenden Historiker wie der Naturwissenschaftler dem Kontrahenten im »Fall Galilei« (der Kirche) Verständnis entgegengebracht und im Endeffekt bedauert, daß die Kirche, unter dem »Galilei-Komplex« stehend, keinen Mut zur Entschiedenheit mehr zeigt. Als Desiderat eines Ausgleichs, der dem Grundsatz des »distinguer pour unir« zu folgen hätte, trat die Forderung nach Anerkennung des Numinosen im Gegensatz zu einem »Trivialmundanismus« (H. Kuhn) zutage, für welches auch der Naturwissenschaftler offen sein könne. Dieser Forderung an das Humanum wurde von den marxistischen Philosophen insofern nicht widersprochen, als sie am Marxschen Menschenbild gravierende Korrekturen vornahmen und sowohl die ökonomische Schematik seines Denkens als auch die »geschlossene Dialektik« aufgaben, von dem Gedanken der endgültigen Aufhebung der Entfremdung abrückten und in der Existenz des Humanum auch das Antihumane anerkannten, das die Frage nach dem Wesen des Menschen von neuem aufkommen läßt.

Im *zweiten* Arbeitskreis – der unter der Leitung von C. F. von Weizsäcker und H. Zemanek stand und zu dem u. a. G. Altner, H. P. Dürr, K. Goser, J. Weizenbaum/Cambridge, Mass., A. K. Wucherer-Huldenfeld gehörten – wurden zunächst zwei Grundfragen diskutiert:

1. Die Frage der Naturwissenschaft an sich selbst: Ist das Tun der Naturwissenschaft nicht schon objektiv »verbrecherisch«, d. h. so, daß es von sich selbst bzw. mit innerer Notwendigkeit zum Schaden der Menschheit führt? Habe doch der Weg von Galilei zur Atombombe geführt. Der Naturwissenschaftler sehe sich schließlich vor die Frage gestellt, ob er überhaupt mitarbeiten dürfe am naturwissenschaftlichen Programm.

2. Die Frage der Theologie an sich selbst: Haben die Theologen von der Naturwissenschaft herbeigeführten Bewußtseinswandel vollzogen und sind sie gerüstet für den heute fälligen Dialog mit den »Wissenschaften«? Oder melden sie sich zu Wort in der Rückständigkeit des 13. oder 16. Jahrhunderts, so daß der Dialog gar nicht zustande kommen kann?

Die Antworten fielen verschieden aus, aber doch so, daß die Möglichkeit des sachlichen Gesprächs sichtbar wurde. Das Grundproblem fand seinen typischen Ausdruck im Begriff der »Intensivstation«: der Naturwissenschaftler meint, alle durch die Forschung erkannten Möglichkeiten der Lebensverlängerung ausschöpfen zu müssen, der Theologe dagegen sieht Grenzen, die sich aus anderen Überlegungen ergeben.

Näher eingegangen wurde auf die von Walter Rollwagen aufgeworfene Frage, ob Wissen und Glauben nach dem Denkmodell des in der modernen Physik vertretenen Komplementaritätsprinzips gesehen werden können. Was kann gemeint sein mit dem Hinweis, daß Wissen und Glauben sich zueinander *komplementär* verhalten? Nach der Quantentheorie sind Teilchen (Korpuskel) und Welle in dem Sinn komplementär, daß auf folgende Modellvorstellung zurückgegriffen werden kann: Sobald das Bild vom Teilchen weiterhilft, ist das Bild von der Welle nicht nur nicht anwendbar, sondern einfach wie »nicht existent« und darum auch nicht im Widerspruch zum Teilchenbild, während es zu gegebener Zeit und in gegebenem Zusammenhang auch umgekehrt sein kann, daß es auf das Bild der »Welle« ankommt und daß das Bild »Teilchen« nicht widersprechend in Erscheinung treten kann. – Die Diskussion ergab, daß die wechselseitige Herausforderung von Theologie und Naturwissenschaft wohl in dieser Perspektive gesehen werden kann, daß aber das Moment des »Nichtexistierens«

von Theologie bzw. Naturwissenschaft in bestimmten Zusammenhängen mißverständlich und folglich irreführend sein könnte.

Bei der ausführlichen Erörterung des Themas »Wissen ist Macht« wurde auf die große Verantwortung der Wissenschaft hingewiesen. Vieles blieb freilich offen.

Die Quantentheorie wird nicht selten zum Beweis dafür angerufen, daß »die Ungültigkeit des Kausalgesetzes definitiv festgestellt« (Werner Heisenberg) sei. Oder es wird behauptet, die Quantentheorie bringe uns »in einen schroffen Gegensatz zur klassischen Ursächlichkeit« (Pascual Jordan). Solche und ähnliche Formulierungen haben namentlich bei Theologen den Eindruck erweckt, es sei wissenschaftlich nicht mehr möglich, sich auf das Kausalitätsprinzip zu berufen, um stichhaltige Gottesbeweise aufzubauen. Das aber bringe den Theologen in eine peinliche Situation, so wird gesagt, wenn er die vom Vat. I definierte Aussage von der sicheren Erkennbarkeit Gottes bekennen und verteidigen soll, eine Aussage, die vom Vat. II wiederholt wird.

Als Ergebnis der Diskussion darf man vermerken, daß die Aussagen der Quantentheorie nur das physikalische Kausalgesetz, nicht aber das klassische Kausalitätsprinzip berühren können. Von naturwissenschaftlicher Seite wurde zugegeben, daß in der Naturwissenschaft oft Zuflucht genommen wird zu Theorien, die in der Philosophie beheimatet sind, daß bei diesen Anleihen aber nicht fertige Systeme übernommen werden, sondern bloß Teile und Einzelgedanken Verwendung finden, was nicht selten zu Ungenauigkeiten in der Ausdrucksweise führe. Alles, was nicht in der präzisen Darstellungsweise der Mathematik zur Kenntnis gebracht wird, sei immer schon der Ungenauigkeit und der Mißdeutung preisgegeben.

Der *dritte* Arbeitskreis galt dem Thema »Biologie und Evolution«. Da die Berichterstatter wegen der Paralleltagung an den Gesprächen dieses Arbeitskreises nicht beteiligt waren, legen sie hier den von Prof. Dr. med. Heribert Berger, Innsbruck, verfaßten Bericht vor.

Die im Arbeitspapier gestellten Fragen konnten nicht alle diskutiert werden, aber es war ein interessantes, fruchtbares und offenes Gespräch. Weil diese Offenheit herrschte, konnte bei aller Verschiedenheit der Gesprächspartner ein erstes wichtiges Ergebnis letztlich nicht

überraschen: Zwischen dem biblischen Schöpfungsbericht und den heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen über die Entstehung unseres Planeten Erde und des Lebens auf ihm gibt es eigentlich keine wesentlichen Widersprüche. Was die Naturwissenschaften an »harten Fakten« zu dieser Frage vorbringen können, ist in der verdichteten Bildsprache der Genesis bereits enthalten. Bei unvoreingenommener Befragung der Wirklichkeit und des Seins überrascht den Skeptiker vielmehr die Tatsache, daß die profunde wissenschaftliche Antwort auf solche Fragen sich jeweils als Chiffre im biblischen Text finden läßt. Für den beobachtenden Teilnehmer kam ein derartiges, geradezu zwangloses Einrasten der verschiedenen Meinungen trotz allem aber unerwartet. Man war sich im Grunde auch einig, daß der Naturwissenschaft eine Antwort auf die Primärursache der Wirklichkeit bisher verschlossen blieb, während Theologie und Bibel Gott als den Ursprung alles Seins nennen können. Daß diese Schöpfung, diese Seinswirklichkeit, weil dem Lebendigen zugehörig, sich evolutiv dynamisch verhält, erscheint in sich notwendig. Gewiß gab es in den Detailfragen auch unterschiedliche Meinungen, etwa über die Entstehung des Menschen, vor allem darüber, ob hier Monogenese oder Polygenese anzunehmen sei. Die Mehrheit der Naturwissenschaftler neigen zur letzteren Ansicht, der Pädiater und Humangenetiker Prof. Jerome Lejeune (Paris) konnte aber modellhaft auch sehr starke naturwissenschaftliche Argumente aus der Chromosomenlehre für eine Monogenese des Menschengeschlechtes geben, wobei auch Zufallselemente gewirkt haben könnten. Diese wiederum haben in einem christlichen Schöpfungsglauben durchaus Platz, wenn Leben als eine Einheit von Beständigem und sich Veränderndem gesehen wird, wobei nicht so sehr Materie weitergegeben wird als eine Botschaft, ein »Code«.

Bei allem Gemeinschaftlichen der Menschen ist das Einzigartige jedes Menschen, das jeweils Individuelle auch naturwissenschaftlich eindeutig feststellbar. Die Bejahung einer Evolution im Phylogenetischen verlangt zwangsläufig auch eine solche im Ontogenetischen. Daraus ist auch für jedes bei der Konzeption begonnene Menschenleben das Recht einzuräumen, seine »Botschaft zum Ausdruck zu bringen«, das heißt, sein Leben zu entfalten.

Von seiten der Verhaltensforscher wurde betont, daß das Sein und Tun des Menschen das des Tieres um eine Dimension übersteigt. Nicht sosehr die Gleichartigkeit des Menschen mit dem Tier ist das Frappierende, sondern seine unauslotbare Verschiedenheit von ihm. Dieser Qualitätssprung, erkennbar etwa im Vermögen begrifflich zu denken, zu sprechen und zu schreiben, menschliches Bewußtsein und Reflexion, schöpferisches Tun, verlangt auch unterschiedlich »richtiges« Verhalten, eine am »bonum« sich orientierende Sittlichkeit. Der gleiche Qualitätssprung ermöglicht dem Menschen prinzipiell aber auch Desorientierung und Zerstörung, er bedeutet also auch Freiheit und Entscheidung.

Eine weitere starke Aussage dieser Arbeitsgruppe sei erwähnt: Menschliche Existenz ist »Einheit von Verstand und Herz«. Ein einseitiger Rationalismus droht das richtige Bild vom Menschen, den heutigen Menschen, zu zerstören und mit ihm sein Glück. Übersteigerte Präpotenz des Rationalen führt über die Hybris des Menschen zu einem Unverständnis seiner selbst, zu seiner inneren Entleerung. So wenig Emotion allein menschliches Heil ausmachen kann, so wenig kann es der Verstand allein. Zu wissen, was getan werden soll, ist solange unzulänglich, als es nicht mit innerem Engagement auch getan wird. Menschliches Glück, menschliches Heil, Heiligung des Menschen ist in jenem Augenblick voll erfahrbar, wo Ratio und »Herz« in Übereinstimmung sind.

In dieser Frage, dieser wichtigen Frage, blieb es beim Ansatz. Es wurde auf menschliches Sich-verhalten-können und auf Verhaltensnormen verwiesen, aber das Gespräch nicht weitergeführt – auch, vielleicht aber nicht nur, aus Zeitgründen –, auf den Freiheitsraum menschlichen Verhaltens und seine Entscheidungsfreiheit auf die Bedeutung von »Ungewißheit und Wagnis« für den Menschen zu wenig eingegangen. Die theologischen Aussagen zum ganzen Kapitel waren meines Erachtens teilweise zu relativistisch, des öfteren zu nachgiebig. Es könnte leicht sein, daß manche Theologen den Fehler begehen, den viele Naturwissenschaftler abzustreifen beginnen. Die Aussage mancher Naturwissenschaftler war früher die, daß Gott nicht existieren kann, weil sie mit ihren Methoden und ihrer Einstellung nicht sofort auf ihn gestoßen sind. Einige Theologen ziehen heute den unverständ-

lichen Schluß: Weil die Naturwissenschaften, als derzeit führende Wissenschaften, sich – zunächst – von Gott entfernten, müsse Theologie »menschlich« und »naturwissenschaftsnahe« betrieben werden, was aus einem Mißverständnis des Menschlichen heraus leider nur allzuoft heißt, daß sie untheologisch wird. Das ist doppelt schade zu einem Zeitpunkt, wo die Naturwissenschaft sich metaphysischen Problemen offenhält, wo der Mensch wieder beginnt, seiner Hybris gewahr zu werden und sich eine Metanoia abzeichnet.

Der vierte Arbeitskreis, den Joseph Meurers leitete und in dem u. a. P. Casanovas, Rom, Ferrari d'Occhieppo, Wien, P. Wilhelm Köster, Göteborg, und B. Philbert vertreten waren, hatte »Kosmologie und Religion« zum Gegenstand seiner Erörterungen gemacht. Die Angaben für den hier vorgelegten Bericht hat J. Meurers zur Verfügung gestellt.

Der Fall Galilei konnte auch in diesem Arbeitskreis nicht umgangen werden. Das Fazit:

Die Emanzipation der naturwissenschaftlichen Methodik wird heute nicht mehr in Frage gestellt. Auch der religiös gebundene Naturforscher ist in Ausübung seines Berufes »mündig«, d. h. er folgt innerwissenschaftlichen Regeln der Wahrheitsfindung (zumeist ohne viel erkenntniskritische Reflexion). Hingegen ist die Unterwerfung der praktischen Anwendung naturwissenschaftlicher Forschungsmethoden und Erkenntnisse unter ethische Prinzipien ein über den Raum der Kirche weit hinausgreifendes humanitäres Anliegen von brennender Aktualität geworden. So Ferrari d'Occhieppo, Wien.

Andere Überlegungen wollen gezeigt haben, daß in der Physik (wie in den übrigen Zweigen der Naturwissenschaft) vielfach bereichsspezifische Begriffe entwickelt wurden, mit der Folge, daß bereichsüberschreitende Aussagen weitgehend wegfallen, aber auch die gemeinsame Diskussionsgrundlage schwindet. Physiker können darum mit theologisch fixierten Begriffen oft nichts anfangen, sie haben aber als Physiker auch keinen methodisch begründeten Anlaß, die genannten Begriffe abzulehnen. Das Moment der sogenannten kosmologischen Singularität (d. i. die Annahme eines Anfangs des Weltalls mit einem Beginn der physikalischen Zeit, ohne physikalisches »vor« oder »außerhalb«) in den neuesten physikalisch-kosmologischen Weltmo-

dellen (»Urknall«) dürfte umgekehrt von den Theologen wie von den Metaphysikern nicht beanstandet werden; es ergäben sich aber auch keine theologisch relevanten Folgerungen aus der angenommenen »kosmologischen Singularität«, etwa als Schluß auf die Existenz Gottes.

Auch wurde versucht, den Naturwissenschaftler als echt Glaubenden so zu verstehen, daß seine Akzeptierung der Existenz Gottes nicht als logischer Zwang aus methodisch erarbeiteten Erkenntnissen, sondern – wie im Falle der frei akzeptierten Hypothesen – als frei gewählte Einstellung (mit dem Glauben charismatischen Ursprungs) aufzufassen wäre. Das wäre freilich nicht die von der Kirche gemeinte vernunftgemäße Glaubensbegründung. Der beschriebenen Auffassung fehlt wohl die strenge Unterscheidung zwischen naturwissenschaftlicher Theorie und metaphysischer Erkenntnis; letztere schreitet in sachbezogener und -gebundener Reflexion von Aussage zu Aussage fort.

* * *

Die öffentlich zugänglichen Abendveranstaltungen nahmen ihren Anfang am 24. 4. mit einem Vortrag von Konrad Lorenz über »die ethischen Auswirkungen des technomorphischen Denkens«, die nach der Thematik und der Anlage einen gewissen kulturpessimistischen Unterton vermuten ließen. Er klang schon zu Beginn unter dem Motto an: Die Welt wird immer häßlicher und schlechter. Dafür erbrachte der Referent nicht nur die statistische Begründung, sondern bemerkte auch gewisse konvergierende Ursachen, vor allem die epidemisch auftretende Wertblindheit der Menschen und den Ausfall des Wahrnehmungsvermögens für die Harmonie. Darin eingelagert sind die spezielleren Symptome des Schwindens einer grundmenschlichen Ehrfurchtshaltung, die im Hinblick auf die überkommenen Kulturwerte zum Traditionsverlust führt, welcher sich konkret bis hin in den »kulturellen Abstand« zwischen den Generationen auswirkt. Die Akzeleration der Kulturentwicklung vermehrt die Summe der Kulturwerte, die nicht mehr weitergegeben werden, führt zu einem »Kleinwerden des Planeten«, damit aber auch zu einer Einförmigkeit der Kulturen, die keinen befruchtenden Austausch mehr zuläßt. Dieses Vakuum wird vom »technomorphischen Denken« besetzt, das, von den mach-

baren Dingen ausgehend, mit seiner Funktionslust das Mittel der Arbeit mit dem Zweck verwechselt und in der Freude an einem glattlaufenden Mechanismus wie in der Quantifizierung die eigentlichen menschlichen Erkenntnisleistungen erblickt. Das damit zusammenhängende Schwinden der Bedeutung des Subjektiven, des Ethischen und damit zuletzt auch der Freiheit in einer zu einem riesigen Produktionsapparat werdenden Menschheit erweckt gewiß pessimistische Vorstellungen. Aber nach Lorenz ist der Naturforscher kein Fatalist. Verständlich, daß er sich von seiner Grundposition nicht zur Anerkennung der Philosophie als Vermittlerin einer neuen Ganzheitsschau verstehen kann. Für ihn vermag aber die Betrachtung des biologischen Kosmos etwas Ähnliches zu leisten. Gegenüber dem mechanistischen, quantifizierenden und rechnenden Denken der Technik kommt hier ein Grundakt des »Schauens« zum Zuge, dem es gelingt, vor allem in der Evolution nicht nur graduelle Änderungen zu erkennen, sondern neue Entitäten und Werte, deren Aufnahme dem Menschen den Sinn für Größe und Schönheit vermittelt und das Bewußtsein brüderlicher Zusammengehörigkeit. Dem philosophischen Denken (und noch mehr dem theologischen) wird zwar die Ableitung des Werthafte aus der Naturgeschichte nicht stringent und der Forderungscharakter dieses Ethos nicht vollauf begründet erscheinen. Aber als Anknüpfungspunkt und als Vorbereitung für das Verständnis des personalen Geistes und seiner eigenen Welt wird die naturgeschichtliche Ableitung ihre Geltung beanspruchen dürfen.

Auch Viktor E. *Frankl* ging in seinen Ausführungen zum Thema »Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. Empirische und klinische Befunde« von einer ähnlich pessimistischen Diagnose des Zeitalters aus, das im menschlichen Bereich die Kennzeichen einer »Massenneurose« an sich trage, die aus dem Grund eines existentiellen Vakuums hervorkommt, das mit dem Sinnverlust identisch ist. Mit den dem Humanwissenschaftler verfügbaren empirischen Daten erschloß Frankl sowohl die Ätiologie dieses abnormen Zustandes (die Instinktunsicherheit des Menschen, das Nachlassen der Kraft der Tradition) wie auch die Symptomatologie (Depression, Aggression, Drogen). Über die Deskription hinausgehend und den Krankheitsbefund nicht einfach »psychologisierend« (es gibt das Phänomen des Selbst-

mords bei völliger psychischer Gesundheit), bereitete sich auf induktivem Wege die das Empirische schon übersteigende anthropologische Grundannahme vor, daß der Mensch ein auf Sinnfindung angelegtes Wesen sei, welche Erkenntnis heute gerade im Schwinden begriffen sei. Der Gegenwartsmensch habe genug, *wovon* er leben könne, aber zu wenig, *wofür* er leben solle. An diesem Verlust trage auch das wissenschaftliche Denken seinen Anteil, weil in ihm die Sinnkategorie faktisch ausfalle. Von hier aus kam Frankl zur Anerkennung des Menschen als einem »offenen System«, das nicht auf die empirischen Grenzen seiner Lebenswelt fixiert werden könne. Interessanterweise erfuhr in diesem Zusammenhang auch der Begriff der Selbstverwirklichung eine Kritik, insofern er zu der irrigen Annahme verleite, daß der Mensch sich solipsistisch auf sich selbst gründen könne, wo Sinnfindung gerade auf Transzendentes verweist. Das Aufzeigen solcher das Einzelleben transzendierender, aber es gerade dadurch erfüllender Sinnhaftigkeit erfolgte freilich zugleich unter dem Hinweis, daß Sinn dem Menschen nicht einfach gegeben werden kann, sondern daß er gefunden werden muß, was nur in einer Art von »Gestaltungswahrnehmungsprozeß« gelingen kann, der auch die Anspannung des Willens verlangt. In solcher Anspannung wird sogar Leiden transformiert, und auch der »homo patiens« kann ein Ziel erkennen, das freilich über sich hinausweist. Es war wohl nicht von ungefähr, daß hier der Tiefenpsychologe, der den Weg vom Naturalismus Freuds zur personalen Anthropologie fand, zuletzt auf den Priester und den Seelenarzt verwies, wie dem theologischen Betrachter überhaupt das Ganze in die Nähe eines Aufweises der psychologischen *praeambula fidei* gerückt erschien, wie sie heute von Kirche und Theologie nicht überzeugender geleistet werden kann.

Von der Position des Kybernetikers und des Nachrichtentechnikers herkommend, erörterte Heinz *Zemanek* ein ähnliches Problem in dem Referat »Naturwissenschaft, Technik und menschlicher Geist«, wobei zunächst am Computer wie an der Kybernetik als Verwirklichung »künstlicher Intelligenz« ein neuer Höhepunkt des technischen Fortschrittsprozesses demonstriert wurde. Wenn man aber als Ziel der Technik die Erlösung von körperlicher wie auch von geistiger Arbeit ansehe, werde man sofort auch des ambivalenten Charak-

ters der technischen Intelligenz inne, die mit der Formalisierung menschlicher Leistungen den Menschen selbst zur Abdankung zwingen könne. Wo sich andere an dieser Stelle von den Analogien zwischen der Maschine und dem Menschen faszinieren lassen, trat hier das gegenteilige Anliegen zutage, an den Grenzen der Maschine und ihres Formalismus die Wirklichkeit des »Informalen«, des Menschlichen und der Transzendenz aufzuweisen. Von dieser Unterscheidung her wurde auch den denkbaren Gefahren einer »Computerzukunft« begegnet, die dann gesteuert werden könnten, wenn die »Semantik« beim Menschen bliebe, der sich diese Gewißheit freilich nur aus einem Transzendenten, d. h. aus dem Glauben holen könne.

So erfuhr in diesem Vortrag das Gesamtthema noch einmal eine Abrundung, wie sie in den Arbeitskreisen verständlicherweise nicht erreicht werden konnte. Aber auch hier wurde in den in einer offenen Atmosphäre und mit großer Bereitschaft zum Zuhören geführten Gesprächen offenbar, daß Wissenschaft und Glaubenserkenntnis einander nicht gegensätzlich gegenüberstehen, zumal, wenn sich, wie heute vielfach zu sehen, die Fachwissenschaften selbst nach ihren Sinn- und Wertbezügen in einem Ganzen fragen. Zwar konnte auch hier das genaue Zuordnungsverhältnis nicht exakt fixiert werden, aber es wurde doch der allen vorausliegende Einheitspunkt sichtbar, nämlich das Humane als solches. Unter dem Eindruck solcher Konvergenz konnte am Ende auch die Frage laut werden, ob dieses in seiner Art singuläre Symposion, dessen Inangriffnahme und Durchführung als ein gelungenes Wagnis erschien, nicht bei sich bietender Gelegenheit eine Fortsetzung erfahren könnte.

Der Wunsch danach trat bei einem abschließenden Gespräch im Plenum vielfach zutage, wenn man auch Probleme hinsichtlich der praktischen Gestaltung einer solchen Fortsetzung empfand und artikuliert, die nun nach einem generellen Thema am Anfang eine speziellere Thematik wählen müßte. Aber darin wurde wiederum auch keine grundsätzliche Schwierigkeit gesehen, so daß man gegenüber dieser Möglichkeit eine positive Offenheit bezeugte. Aber selbst im Falle ihrer Nichtverwirklichung bliebe dieses Symposion für das in manchen kleineren Kreisen weitergehende Gespräch zwischen Glaube und Wissenschaft bedeutsam.